

Das slowakische Kammerorchester

Debüt mit Barockmusik im Herkulesaal

Ein Preßburger Ensemble, dessen Kopffzahl sich mit sechs Violinen, zwei Violen und je einem Violoncello und Kontrabaß gerade auf der Grenze von Kammer- und Orchestermusik hält, ließ sich im Herkulesaal mit Werken von Bach und Händel, Manfredini, Corelli und Vivaldi vernehmen. Diese zehn Slawen aus der Slowakei bilden eine ausgezeichnete disziplinierte Streichergemeinschaft. Sie bestechen durch die Kraft und Rundung ihres Chorklangs, durch makellose Reinheit der Intonation und einhellig schnittigen Strich. Die Terrassendynamik wird oft zu den reizsamsten Klangkontrasten im Wechsel von kernigem Forte zu feinstem Pianissimo der Bogenspitzen effektiv verwertet. Man kann es als klingliches Manko beklagen, daß ein kontinuierendes Cembalo nicht mittat. Indes gab es auch noch andere stilistische Anfechtbarkeiten. Dank der genannten Vorzüge des Preßburger Dezemvirats wurden sie bestens überspielt.

Ich will hier nicht gleich mit dem Wort „musikantisch“ kommen, das immer im Hintergrund lauert, wenn eines der vielen bei uns konzertierenden Ensembles aus der Tschecho-

slowakei am Horizont auftaucht. Musikantisch, natürlich, das sind sie auch. Sie können mit so diskreter Schärfe akzentuieren, daß man meint, sie wollten gleich in eine Polka ausbrechen. Aber vor allem haben wir es mit vorzüglich geschulten Musikern zu tun. Nur: Wir verbinden mit dieser vorklassischen Violinmusik des Barock die Vorstellung einer gewissen schönen Abgeklärtheit, wenn es gilt, breit ausgesponnene Mittelsätze im Gleichmaß ruhigen Atmens wiederzugeben. Das liegt den Kapellisten aus der Slowakei weniger. Sie geraten gern in ein sachte stringierendes Tempo. So was ist bei einem Largo von Händel fehl am Platze. Dem Pastore von Corellis Weihnachtskonzert fehlte die sanftwiegende Beschaulichkeit, der Satz war um mehr als eine Spur zu rasch angelegt. Die motorisch gehaltenen Sätze hingegen ratterten in exakter Bogentechnik vorüber.

Der Leiter dieses Preßburger Consorts heißt Bohdan Warchal. (Ob er sich wirklich mit W schreibt?) Er ist ein prima Primgeiger, der seine Mannschaft mit nervigem Ton energisch führt. Für Bachs Doppelkonzert fehlte ihm leider ein Spielkamerad, dessen Ton dem seinen gleiche. Es verlangt zwei Solisten gleich hohen Formates. Warchals Partner spielte rein und sehr fein. Aber er wurde durch den vordringlichen Ton seines Chefs niedergegeigt, aus dem Doppel- wurde ein Anderthalbkonzert, worunter die magische Klangschönheit des berühmten Largo am meisten zu leiden hatte. Zudem machten sich gewisse herrische Stehgeigerallüren diskret geltend, mit denen Warchal seinen Mitspieler noch mitten im Satz anzuheizen suchte. Später holte er sich, ein geigerischer Sonny boy, mit dem Solo in Vivaldis „Winter“-Konzert (aus „Le quattro stagioni“), das als virtuoser Wirbel brillant heruntergefiedelt wurde, einen Sondererfolg.

Die Slowaken fanden ungemene Zustimmung. Eine Musikfremdheit ließ den Versuch aufkommen, mit dem Beifall gleich nach dem allerersten Satz einzufallen — die Spielleute mögen sich bei gewundert haben. Unter den drei Zugaben ließ das hell timbrierte Adagio aus der Streichorchester-Suite von Leosch Janatschek, das auf Celli und Bässe verzichtet, aufhorchen.

Edmund Nick

Hört bayerische Sänger!

Die rauschenden Erfolge ausländischer Sänger und Dirigenten an den deutschen Theatern haben offenbar die bayerischen Landtagsabgeordneten aufgeschreckt. Nachdem sich vor kurzem bereits einige Volksvertreter darüber beklagt hatten, daß am Bayerischen Staatsschauspiel zu wenig bayerische Dialektstücke aufgeführt würden, will nun der CSU-Abgeordnete Dr. Wilhelm Vorndran vom Kultusminister wissen, ob — wie allgemein in der Bundesrepublik — auch an den staatlichen und städtischen Theatern Bayerns der Anteil ausländischer Kräfte wachse. „Diese Entwicklung beginnt sich auch auf Dirigenten, Regisseure, Regieassistenten und Korreptoren auszudehnen“, stellt Vorndran in einer Anfrage fest. Gleichzeitig interessiert sich der Abgeordnete dafür, ob die jungen ausländischen Kräfte etwa „besser ausgebildet sind als der deutsche Nachwuchs?“ Kommentar eines Münchner Theaterfachmanns: „Bayern, hört bayerische Sänger.“ dpa

Ein heiterer Abend

Shakespeares „Verlorene Liebesmüh“ im Volkstheater

Theaterstücke — das zeigt die Aufführung von Shakespeares „Verlorener Liebesmüh“ im Volkstheater wieder einmal aufs schönste — lassen sich bekanntlich meist auf ganz einfache Fabeln zurückführen, auf Geistergeschichten, blutrünstige Episoden aus der Historie oder auf deftige Schwänke. Man muß nur kräftig streichen, also möglichst viel vom Sprachzierat und den damit zusammenhängenden szenischen Verästelungen und Wucherungen kappen, die rings um den harten Handlungskern zu sprießen pflegen, und schon wird das jedem einsichtig.

Gerd Potyka, der mit seiner Inszenierung der „Verlorenen Liebesmüh“ offenbar auch auf die bekannte Sache von der einfachen Fabel hinweisen will, folgt getreulich diesem bewährten Rezept. Das kecke, fünftaktige Lustspiel um die vier bildungsstüchtigen Herrn, die sich für drei Jahre ausschließlich den ernsten Wissenschaften zu- und dafür ganz von der holden Weiblichkeit abwenden wollen, aber schon bei erster Gelegenheit Wissenschaft Wissenschaft sein lassen, dies Lustspiel ist durch die Bearbeitung zum schlanken Dreiakt abgemagert.

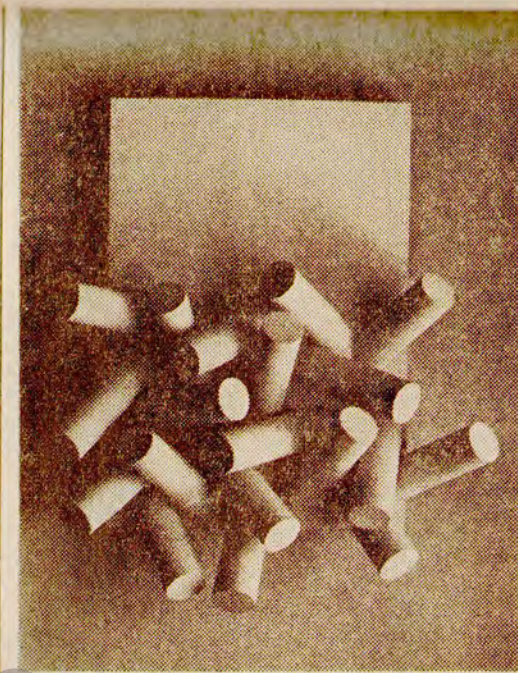
Was an Sprachwitz, poetischer Phantasterei und differenzierender Charakterzeichnung in der Bearbeitungstube blieb, ersetzt Potyka durch Späße etwa dieser Art: Wenn die Kronprinzessin von Frankreich ihr Gefolge nach dem Namen der angeblich so bildungsstüchtigen,

aber sichtlich ganz liebeslüsternen Herrn fragt, antworten die feinen Hofdamen wie aufgeregte Internatsschülerinnen: alle schnattern zugleich wild durcheinander; oder — und dieser Spaß gehört zu den schönsten, oder besser, zu den charakteristischsten der an Späßen nicht armen Inszenierung: Ein vom Trunk schwer und tappig gewordenener Polizist spielt während eines Gefangenenerhört vor dem König jauchzend Seilhüpfen.

Damit nun die verstiegenen, barocken und zuweilen recht tief sinnigen Wortgefechte, soweit sie dem Bearbeiter entgangen sind, die spaßigen Aktionen nicht allzusehr stören, läßt Potyka recht schnell oder gleichmäßig im Rhythmus sprechen, so daß die Texte nahezu mühelos zu überhören sind. Gelegentlich hält der Regisseur den turbulenten Lauf der Handlung an, und zwar mit Hilfe eines kunstvollen Ensemblearrangements, das dem in Sonntagsmalermanier gefertigten Background angepaßt ist. Nach solch besinnlichen, auch auf ästhetische Wirkung zielenden Verschnaufpausen erscheint die bald wieder losbrechende Turbulenz um so rasanter.

Und so verneigten sich denn bei der Premiere Regisseur und Darsteller zufrieden, es wieder einmal geschafft zu haben, vor einem fröhlichen Publikum, das mit herzlichem Beifall für den heiteren Abend dankte.

JvM



DIE GALERIE BUCHHOLZ hat ihre Ausstellung mit Reliefs von Sergio de Camargo bis Ende Dezember verlängert. Wir bilden Camargos Relief Nr. 193 (52x36 cm) ab.

Ars multiplicata, Ars porzellana

Eine Ausstellung in der Galerie Thomas

Philip Rosenthal, musischer Unternehmer auf dem Gebiet des Porzellans, ist um neue Ideen niemals verlegen. Seit einigen Jahren sind weltbekannte Künstler wie der englische Bildhauer Moore, der Italiener Pomodoro, der Österreicher Wotruba, der Wahlfranzose Vasarely, die Deutschen Nele und Grieshaber und viele andere damit beschäftigt, für Rosenthal in Selbstplastische Gebilde zu entwerfen und in Porzellan ausführen zu lassen. Für die Künstler ist das Material — hart, spröde, wetterfest — neu und vielleicht gerade darum eine Verlockung. Moore, möglicherweise noch skeptisch, hat vorerst nur zwei zueinander gehörende Bronzen — am ehesten vielleicht als „Fächer“ zu charakterisieren — in weißem Porzellan nachbilden lassen. Das Ergebnis: Der Engländer scheint von den gebotenen Möglichkeiten überzeugt. Er wird künftig wohl auch in der „Rosenthal-Relief-Reihe“ vertreten sein, die vom documenta-Chef Bode gemeinsam mit Philip Rosenthal inanguriert wurde. Jedes bei Thomas ausgestellte Objekt wird nur in kleiner Auflage hergestellt. Allenfalls kommen jeweils hundert Exemplare in den Handel. Der Gesamteindruck ist höchst sympathisch.

Ich nehme nur die zwei mal zwei Meter große Porzellanwand Vasarelys aus, die allzusehr an eine moderne Küche denken läßt. Auch Wotrubas Arbeit überzeugt wenig; sie wirkt gipsern, phantasielos, tot. Sie zollt dem Porzellan nicht den gehörigen Tribut. Mavignier, längst bekannt als ein Mann der graphischen „ars multiplicata“ bringt einen großen dekorativen Effekt mit konvex und konkav zustande: eine Art vergoldeter Schild, auf dem kleine, oben abgestumpfte Kegel symmetrisch angebracht sind. Die Wirkung ist reich. Im besten Sinne virtuos ist eine wie aus breiten, sich überschneidenden, ineinander verschlungenen Bändern gefügte Wandplastik — vollendetes Spiel von Hell und Dunkel — von Günter Ferdinand Ris, ein Meisterwerk der Porzellantechnik. Die Wirkung des Materials ist da am günstigsten, wo das Porzellan glasiert wird; bleibt es unglasiert, stumpf, also „bisquit“, denkt man leicht an Gips, und das „weiße Gold“ verliert viel an Strahlkraft.

Lucio Fontana steht mit einigen Arbeiten an der Spitze der Ausstellung. Er durchlöchert beispielsweise die Fläche und gibt der Öffnung in der Mitte einen krausen, lebendigen Rand, den Schaumkronen kleiner Wellen ähnlich. Mit

Der Entdecker von Brasiliens Flora

Zum 100. Todestag von Karl Philipp von Martius

Die Familie des Naturforschers, Botanikers und Ethnologen Karl Friedrich Philipp von Martius, der heute vor hundert Jahren in München gestorben ist, stammt aus Umbrien. Der Ahnherr Galeottus Martius, in Narni geboren, war im 15. Jahrhundert Professor an der Universität Padua, mußte wegen seiner reformistischen Neigungen das Land verlassen und ging an den ungarischen Hof, von wo aus sich die Familie in ganz Deutschland verbreitete und in vielen Generationen tüchtige Gelehrte und Gelehrte hervorbrachte. Karl Friedrich Philipp wurde 1796 in Erlangen geboren; sein Vater und ein Großonkel waren Botaniker. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, legte den Grund zu seiner klassischen Bildung und dem vertrauten Umgang mit der lateinischen Sprache, der ihm später in seinen Schriften so sehr zugute kam, bezog als Sechzehnjähriger die Universität Erlangen, studierte Medizin und machte mit zwanzig Jahren seine Doktorarbeit. Da war er aber schon zur Botanik übergeschwenkt, die damaligen Naturforschungs-Koryphäen Schrank und Spix hatten ihn nach München geholt, wo er zunächst am (alten) Botanischen Garten als Eleve und Assistent wirkte, 1826 Professor für

Botanik an der nach München verlegten Landshuter Universität wurde und 1832 die Leitung des unter ihm zu internationalem Ansehen sich entwickelnden wissenschaftlichen Gartens übernahm, ein Amt, das er vergrößert niederlegte, als in den 50er Jahren der Glaspalast den größten Teil des Areals okkupierte.

Das Entscheidende jedoch für seine wissenschaftliche Geltung, und der Grund dafür, seiner heute zu gedenken, liegt weiter zurück: 1817 wurde Martius zusammen mit dem Zoologen Spix von König Max Joseph, der ihm herzlich gewogen war, auf eine Forschungsreise nach Brasilien geschickt, die aus Anlaß der Vermählung des Thronfolgers Dom Pedro mit einer österreichischen Prinzessin organisiert wurde. Drei Jahre lang fast haben die zwei bayerischen Gelehrten riesige Gebiete der brasilianischen Wildnis durchzogen, teils zu Land, teils zu Boot auf den Flußläufen, manchmal getrennt, dann wieder gemeinsam. Die Ausbeute der fleißigen, unerschrockenen Wissenschaftler war für damalige Begriffe phänomenal und nötigt heute noch höchste Achtung ab. Besonders Martius mit seinem einmaligen Blick für Formen und Zusammenhänge hat in der Auswertung der Reise die Entdeckung und Kenntnis der tropischen Flora insgesamt befruchtet. Drei Bände „Reise nach Brasilien“, die 1824—1831 erschienen und von ihm nach dem Tod von Spix allein zu Ende geführt wurden, die in ihrer umfassenden Weise geniale Monographie über alle Gattungen der Palmen (1823—1850) und zum Schluß das von ihm herausgegebene, erst lang nach seinem Tod vollendete vielbändige Werk „Flora Brasiliensis“ (1840—1906), dazu eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen botanischer, ethnographischer, ja linguistischer Art — dies alles, teils (auch bibliophil reizvoll) dokumentarisch wichtig, teils wissenschaftlich fortwirkend, ist eine Lebensleistung, die Karl Friedrich Philipp von Martius zu einer bleibenden Zierde der Münchner Universität macht. Johann Lachner

Märchenprinz und reiner Tor

Donovans Konzert im Deutschen Theater

Donovan Phillip Leitch, 22 Jahre alt, aus schottischem Stamme, ist ein Einzelgänger unter den Pop-Stars, ein Märchenprinz, ein reiner Tor. Er braucht kein Rahmenprogramm und keine Begleitung. Eine Gitarre und eine kleine Blechflöte genügen ihm. Ein Riesensaal wie der im Deutschen Museum aber ist zu groß für seine sanften „Träume von Erwachsenen, die gern Kinder geblieben wären“. Ein paar Dutzend Teenager umlagerten während des ganzen Konzertes die Bühne und störten mit dem Geklicke ihrer Photoapparate und mit ihren Blitzlichtern ebenso wie die Ordner, die sich fast pausenlos unterhielten. Donovan hat nach der Pause die Konsequenzen daraus gezogen und sich mit seinem Programm auf die unruhige Atmosphäre eingestellt.

In der ersten Hälfte zeigte er die ganze Kunst seiner raffinierten Gesangstechnik, die vom gehauchten Pianissimo bis zum harten Skandieren schottischer Balladen reicht, die Einzeltöne verlaufen lassen kann, als kämen sie von einem Instrument, und sie springen lassen kann, als sei ihr Meister ein routinierter Jahrmärksänger. Aber immer ist es mehr die zauberhaft romantische Stimmung, die im Vordergrund steht, als die Technik, die dabei ganz selbstverständlich wirkt. Donovans Romantik ist der Traum vom friedlichen, vom schönen Leben, ein Eskapismus, die Vorwegnahme einer utopischen Welt, ein Vor und Zurück zur Natur.

Für die Teenager im Saal aber war Donovan ein Star. Zwei Mädchen legten ihm ein kleines Geschenk auf die Bühne, und als eine als Hippie verkleidete Hysterische auf der Rampe eine Kerze entzündete, die Bühne bestieg und unbe-

dingt mitsingen wollte, war das Konzert praktisch kaputt. Donovan versuchte nach der Pause, die unerwartete Aktivität des Publikums auszunutzen, stimmte „Ob-La-Di Ob-La-Da“ aus der neuen Beatles-LP und „Hey Jude“ an und forderte zum Mitsingen auf, aber auch das klappte nicht so recht. Die Leute vom Kommerz konnten da natürlich nicht zurückstehen: Eine große Schallplattenfirma schickte ein Mädchen mit Blumen und Kübchen auf die Bühne, als Donovan gerade ein neues Lied vorstellte. Daraus wurde also auch nichts. Trotzdem kam es auch in dieser verunglückten zweiten Hälfte des Konzertes dann doch noch zu einem überraschenden Höhepunkt, als Donovan auf der Orgel des Kongreßsaales einen keltischen Hymnus intonierte und zu leicht dahinschwebenden Akkorden gälisch sang wie ein irischer Barde.

Falls es nicht überhaupt besser ist, Donovans Musik von Schallplatten zu hören, sollte man sich beim nächsten Mal auf jeden Fall einen anderen, kleineren Rahmen für seine leise Kunst ausdenken.

Wolfgang Längsfeld

Kleines Notizbuch

Eine Karl-Amadeus-Hartmann-Gesellschaft hat sich in München konstituiert. Als Hauptziel hat sich die Gesellschaft die Verbreitung der Werke des vor fünf Jahren verstorbenen Münchner Komponisten zur Aufgabe gestellt.

Das Theater 44, Hohenzollernstr. 20, hat am 12. Dezember, 22.30 Uhr, Premiere. Wilfried Klaus spielt unter der Regie von Giulio Chazallettes „Ein Bericht für eine Akademie“ von Franz Kafka.

Studentenstadt Max-Kade-Haus: Plastiken und Zeichnungen von Ranen Datta (Grasmeierstr. 25, bis 19. Dezember).